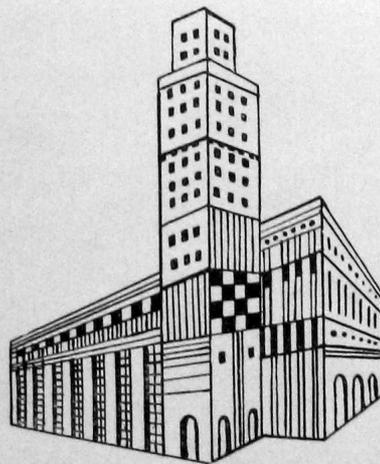


Friedrich Zoepfl
Deutsche
Kulturgeschichte

Zweiter Band

Vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart



Mit einer Farbentafel und
293 Textbildern

Herder & Co. G.m.b.H., Verlagsbuchhandlung

1930 Freiburg im Breisgau 1930

Wie macht es die elegante Italienerin, wie der vornehme Spanier, wie der Franzose, wie die Engländerin? Diese Frage stand dem deutschen Mann wie der deutschen Frau auf den Lippen auch in den Angelegenheiten der *Mode*. Ein außerordentliches Gewicht wurde allseits den Fragen der *Mode* beigelegt. Es schien zwar, als wolle sich unter dem Eindruck der religiösen Umwälzung „mehrere Eingezogenheit und Bedächtigkeit in den Trachten“ durchsetzen. Bald jedoch war die Modesucht so toll und ausschweifend wie zuvor, ja vielleicht war sie von allen Suchten des Jahrhunderts die tollste und ausschweifendste. Keine politische Bedrängnis, keine Kriegsnot, keine religiöse Erregung vermochte diesen Hang zu bändigen. Schon sah man das Unheil des Dreißigjährigen Krieges schreckhaft vor der Tür stehen, nichtsdestoweniger mußte der vielgereiste Graf Christoph von Dohna 1615 feststellen: „Die mehrsten Fürsten sehen mehr auf Puz und Pracht als auf Verteidigungsmittel, mehr auf schöne Kleider und krause Haare als auf Waffen.“ Auch im Ausland galten die Deutschen als sehr puzsüchtig, als die puzsüchtigsten aber die Sachsen; „als dann der Sachsen und insonderhait deren Reichsner art und manier, das sie vil uf die claider und hoffart legen“, bemerkt 1538 die Zimmerische Chronik.

Welche Bedeutung man der Kleidung und *Mode* beimäß, darf man schon daraus entnehmen, daß Kostümdarstellungen außerordentlich beliebt waren. Der österreichische Staatsmann und Geschichtschreiber Sigmund Freiherr von Herberstein (1486—1566), bekannt durch ein großes Werk über Rußland, ließ sich in allen Gewändern, die ihm von Fürstlichkeiten geschenkt wurden, malen und zeichnen. Matthäus Schwarz und sein Sohn Veit Konrad, beide Buchhalter bei Fugger in Augsburg, ließen sich in allen Kleidern malen, die sie je in ihrem Leben getragen hatten — Matthäus ließ sich sogar als Kind im Mutterleib darstellen. Die 140 Trachtenbilder der beiden Schwarz (heute in der braunschweigischen Staatsbibliothek zu Wolfenbüttel) sind ein ganz ausgezeichnetes Quellenwerk zur Trachtengeschichte des 16. Jahrhunderts, freilich auch ein Zeugnis für die fast kindische Eitelkeit, die damals weite Kreise erfaßt hatte. Aufschlußreich für die Trachtenkunde ist ferner das große Städtebilderwerk, das G. Braun und F. Hogenberg seit 1592 in Köln erscheinen ließen (*Civitates Orbis Terrarum*). Das Werk will zwar nur Städteansichten bieten; aber da diese Stadtansichten gewöhnlich durch Gruppen belebt sind, werden sie auch zu Modeansichten. Eine regelrechte Modeschau bietet z. B. das Blatt Nürnberg (Bild 53). Auf der freien Wiese vor der Stadtmauer stolzieren Herren und Damen, würdige Alte und zierliche Knaben, Matronen und Jüngerlein, Dienstmädchen und Kavaliere; wie in einer Modezeitung werden dem Beschauer auch Vorder- und Rückenansicht einer Tracht vorgeführt. Um dieselbe Zeit hat ein tüchtiger Nürnberger Meister, Jost Amman (1539—1591), mit großer Gewandtheit, allerdings nicht ganz unabhängig von ausländischen Vorbildern, die Trachten seiner Zeit abgemalt. Sehr oft stoßen wir auf Trachtendarstellungen, wenn wir Stammbücher des 16. Jahrhunderts, namentlich Stammbücher von Studenten, durchblättern; manch

holdes Mägdlein, manch gestrenger Magister, manch galanter Junker: wer immer sich die Liebe oder Bewunderung des fröhlichen Studenten errungen, ist hier getreulich, wenn auch nicht gerade künstlerisch fein, festgehalten. Umgekehrt zeigen die Bildnisse aus der Hand Dürers, Holbeins, Ambergers, Strigels und anderer künstlerischen Geschmack, aber in der Darstellung der Tracht selbst sind die Meister vielfach doch recht willkürlich verfahren. Eines jedoch spricht aus allen ihren Bildnissen: die große Wichtigkeit, welche die dargestellte Person dem Gewand beilegte, die Freude, die sie an zierlicher Tracht hatte. Man hat vor manchem Bildnis das Empfinden, als sei es weniger um des Gesichtes willen bestellt und gefertigt worden als um der stattlichen Pelz-



Bild 54: Frau beschaut sich im Spiegel
Holzschnitt bei Cyriacus Spangenberg,
Adels-Spiegel, Schmalkalden 1591

schaube, der zierlich gefälteten Kröse, der vielreihigen Goldkette willen. Ja das Gewand, das Äußere war einem großen Teil deutscher Männer und Frauen die Hauptsache.

Und wie es immer geht, wenn Nebendinge zur Hauptsache werden, man hat sich an ihnen bald satt gesehen und probiert wieder etwas Neues. Daher der sprunghafte Wechsel der Mode. „Die Kleidung“, rügt S. Franck, „ist alltag neu.“ Und ein Menschenalter später, 1565, klagt der Hamburger Prediger Joachim Westphal in seinem „Hoffartsteufel“: „Wer wollte oder könnte wohl erzählen die mancherlei wunderlichen und seltsamen Muster und Art der Kleidung, die bei Manns- und Weibspersonen oder Volk in dreißig Jahren her auf- und wieder abgekommen ist?“ In einem nur blieb sich die Mode das ganze Jahrhundert hindurch gleich, in der sinn- und geschmacklosen Häufung, in dem gemeinschädlichen Auftrumpfen, in der Kostspieligkeit. Man jammerte allseits, daß der Wohlstand im Abnehmen und das Fortkommen so

schwer sei. Aber nichtsdestoweniger wurde, wie Bartholomäus Ringwaldt sagt, „der Pracht nichts abgebrochen“. Im Gegenteil, ein Stand suchte es dem andern gleichzutun, ja ihn zu übertreffen. Die Prunksucht ergriff selbst Bauern, Handwerksgefelln und Dienstmägde. Die Dienstmägde verlangten, wie Florianus Daule von Fürstenberg im „Tanzteufel“ wettert, beim Andingen außer dem Lohn an die 24 Ellen Leinwand, Unter- und Oberhemden, ein Halskoller von Schamlot (feiner Wollstoff), ein Samtbörklein, ein Paar Tanzschuhe, ein Paar rote Stiefel, ein Gemächte (Auspuß), zwei Schleier, eine Fatschhaube. Manchen „armen Gesellen“ sah man stolzieren in seidenen Strümpfen, seidenen Hosen, seidenem Mantel und seidenem Hut. In Samt und Seide steckte sich, nach einer Salzburger Chronik, auch das Bauernvolk, und mit einem entrüsteten Seufzer fügt der Chronikschreiber hinzu: „welche Kleider vorhin in der alten Welt Rittern und Frauen genugsam gewesen wären“.

Diese Verachtung der Standesunterschiede in der Kleidung rief auch jetzt wieder die Obrigkeiten auf den Plan. Freilich nicht die Sünde wider die geheiligte Standesgliederung allein. Man sah mit Erschrecken, daß dieser Kleiderübermut das Volk wirtschaftlich und sittlich herunterbringe und sozialen Gärungen den Boden bereite. Auch das nationale Ehrgefühl regte sich. 1609 wird eine Kleiderordnung vor dem sächsischen Ständetag damit begründet, daß keines vor dem andern zu erkennen sei, daß mancher in große Schuldenlast gerate und daß es den Anschein gewinne, „als wenn kein Deutscher im Lande, sondern ausgetriebene und fremde Nationes dargegen sich darin seßhaft gemacht hätten“. So regnete es wieder Kleiderverordnungen auf das Volk herab — von Stadträten, Universitäten, Landesherren, selbst vom Kaiser. Gefruchtet haben alle diese Erlasse recht wenig. Was die Magdeburger Schöppenchronik zur Kleiderordnung ihres wohlweisen Rates von 1544 bemerken mußte, das war das Schicksal aller Kleiderverordnungen: „Werete aber nit lang.“

Es wurde eben erwähnt, daß die Kleiderordnungen häufig von einem Gefühl nationaler Scham getragen sind. Wie durch das Mittelalter, so klingt auch durch das 16. Jahrhundert die vorwurfsvolle Klage, daß sich die Deutschen in ihrer Tracht zu Sklaven des Auslandes machen. Einer der größten Modegecken des Jahrhunderts, der oben schon genannte Veit Konrad Schwarz, gesteht selbst: „Wir Teutschen sein mit Kleidung je und altwögen nie anderst gewest alls wie die affen; was wir gesehen, haben wir müessen nachmachen auff vilerlei Nationen artt.“ Die Nachäfferei fremder Tracht ging so weit, daß man sich nicht begnügte, jeweils das eine oder andere ausländische Vorbild nachzuahmen, sondern man mengte, wie Joachim Westphal sagt, alles bunt durcheinander, welsch, französisch, husernisch (= hufarisch = ungarisch), und es hätte nicht viel gefehlt, auch türkisch. Reiche Leute ließen sich für Kleidung und Kopfsuß Modelle aus dem Ausland kommen, mitunter sogar ausländische Schneider und Fußmamsellen. „Und sonderlich“, schrieb Herzogin Dorothea von Preußen 1533 an den preußischen Geschäftsträger in Rom, „geschähe uns zu gnädigem Gefallen, wenn ihr

uns irgend ein feines, tugendsames Weib oder eine Jungfrau, die nicht leichtfertiger Art wäre, oder aber, wo diese nicht zu erlangen ist, eine Mannsperson, die solche Formen und Modelle, desgleichen auch die goldenen Borten, die man jetzt herausbringt, machen könnte, von dort zufertigen möchte.“ Bei dieser Fremdsucht lohnte es sich, daß aus-



Bild 55: Schneiderwerkstätte

Holzschnitt von Jobst Amman (1568)

Aus E. Gumbel, *Alte Handwerkerschwänke* / Verlag Eugen Diederichs, Jena

ländische Kaufleute in Deutschland selbst Geschäfte aufstatten. In Leipzig z. B. saß Lorenz de Villani, in Nürnberg Laug Endres Durisani, beide aus Florenz. Durisani konnte sich einmal damit brüsten, daß er „schie alle Kurfürsten, Fürsten und Herren, die hieländisch sind“, beliefere. Aber auch der deutsche Kaufmann hatte die Hände voll

zu tun, seine Kunden mit den begehrten Gold- und Silberstoffen aus Mailand, Florenz, Venedig zu versorgen. Ungeheure Summen gingen auf diese Weise ins Ausland; man kann sich davon einen Begriff machen, wenn man sich vor Augen hält, daß der in Nürnberg ansässige Italiener Thomas Lapi 1535 für ein Stück Atlas von 29 Ellen die gewaltige Summe von 313 Gulden einstrich.

In der Auswahl ihrer Vorbilder waren die Deutschen wenig wählerisch; wo sie etwas „Abenteuerliches“ (so Veit Konrad Schwarz) sahen, das übernahmen sie. Als 1613 mit der englischen Prinzessin Elisabeth, der Gemahlin des Winterkönigs, englische Muster und Moden nach Deutschland kamen, beeilte man sich hier alsogleich, sie nachzuahmen; sonderlich taten es den Deutschen die kleinen englischen Sättel, Bauernsättel geheißen, an. Einen bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung der Tracht gewann seit Mitte des 16. Jahrhunderts Spanien. Der selbstbewußte und zugleich streng gebundene Geist der spanischen Nation schuf sich eine Tracht, deren Wesen Steifheit, Aufgeblasenheit und Düsterteit war. Seitdem Karl V. die deutsche Kaiserkrone trug, wurden die Deutschen mit der spanischen Tracht näher vertraut. Doch dauerte es noch geraume Zeit, bis sich die spanische Mode allgemein durchsetzte. In den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts hören wir nur vereinzelt, daß sich der eine oder andere „auf hispanisch“ kleidete. Seit etwa 1540 wurde die spanische Tracht bei den höheren Ständen beliebt. Um 1560 drang sie in die breiteren Schichten ein, um gegen Ende des Jahrhunderts die ganze abendländische Mode zu beherrschen.

Freilich wurde die spanische Mode nicht sklavisch-getreu übernommen, nicht einmal von den Deutschen. Überhaupt dürfen die Vorwürfe, die den Deutschen wegen Nachäfferei der fremden Tracht gemacht wurden, nicht ganz buchstäblich verstanden werden. Was deutsche Sittenprediger an ihren lieben Deutschen rügten, dessen beschuldigten auch italienische, französische, englische Schriftsteller ihre Landsleute. Kein Volk der Welt, meinte z. B. der Engländer Philipp Stubbs, sei so begierig nach ausländischen Neuigkeiten wie das englische; und Baldassare Castiglione klagt, daß seine Landsleute gar nicht mehr Italienern gleichsähen, so sehr sei ihre Tracht verfremdet. Tatsächlich waren die Deutschen, wenigstens in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, selbst bis zu einem gewissen Grad modeschöpferisch. Allerdings bekundeten sie gerade mit ihren eigenen Schöpfungen, daß sie recht wenig Talent für eine geschmackvolle Kleidung hatten.

Doch nun zur Tracht selbst! Die Trachtenentwicklung des 16. Jahrhunderts verläuft, wie schon angedeutet wurde, in zwei Abschnitten. Im ersten Abschnitt, etwa in der Zeit von Beginn bis Mitte des Jahrhunderts, läßt sich der Deutsche mehr nach eigenem Geschmack sein Gewand schneiden — die Zerschligung ist das Kennzeichen dieser Moderichtung —; dann entfaltet die spanische Mode ihre Herrschaft — ihr hervorstechendes Merkmal ist die Halskrause.

Die deutsche Mode im Zeichen der Schlige! Man sagt, diese groteske Mode sei von den Schweizern erfunden worden. Sie hätten 1476 von ihren Siegen über den

Burgunderkönig Karl den Kühnen eine Unmenge kostbarer Stoffe nach Hause gebracht und sie nicht anders zu verwerthen gewußt, als daß sie ihre Wämser und Hosen zerschlugen und die Schlige mit den erbeuteten Stoffen füllten. Sicher ist jedenfalls,



Bild 56: Herrentracht

Graf Edzard d. Gr. von Ostfriesland (gest. 1528)

Gemälde im Oldenburgischen Landesmuseum

Aus H. Lübbling, Stedinger, Friesen, Dithmarscher / Verlag Eugen Diederichs, Jena

daß diese Narrheit zuerst bei den Soldaten auftauchte und von diesen auch bis zur Phantastik weitergebildet wurde. Von den Landsknechten übernahmen sie, allerdings nicht ohne Widerspruch, Herren und Bürger und auch die Frauen. Wurden zunächst

nur Hosen und Ärmel „zerhackt“, so brachen bald an allen Ecken und Enden des Gewandes Schlige auf, selbst an Barett und Schuhen, und ließen eine buntfarbige, knitterige Füllung hervorquellen. Der Modegeck Matthäus Schwarz trug 1523 ein Barchentwams, das nicht weniger als 4800 Schlige aufwies, alle mit weißem Samt unterlegt. Die Schlige selbst wurden vielfach nicht mehr vom Schneider mit der Schere hergestellt, sondern gleich vom Tuchhändler mit dem Eisen eingebrannt oder eingeschlagen.

Als Stoffe waren vor allem beliebt Seide, Samt, Brokat, Gold- und Silbergewebe. Diese Stoffe waren außerordentlich kostbar. Eine Elle billigeren Gold- oder Silberstoffes mußte mit 10—18 Gulden bezahlt werden; eine Kuh konnte man vergleichsweise um vier Gulden erstehen.

Die Farben des Gewandes wählte Herr wie Dame möglichst hell, bunt, gegen einander schreiend. Als Matthäus Schwarz 1521 einmal eine Schlittenfahrt machte, waren Hosen und Strümpfe auf der einen Leibesseite blau und rot, auf der andern rot und gelb, das Wams war rot, der Mantel violett. Felix Platter erhielt Anno 1544 als achtjähriger Knabe von einem Freund seines Vaters ein Anzüglein geschenkt; Hose und Wams waren „geteilt“, die eine Seite weiß, die andere rot und blau. Auch jetzt noch legte man den Farben eine sinnbildliche Bedeutung unter. Modefarbe war rot. Dieses Rot leuchtet uns auf vielen Bildnissen der Zeit entgegen, so auf dem Bildnis des Kaufmanns Georg Gize von Holbein, auf dem Bildnis Christoph Baumgartners von Amberger, auf vielen Bildnissen sächsischer Fürstlichkeiten von Cranach. Für festliche Gelegenheiten, etwa für Hochzeiten, aber auch für die Trauer wählte man mancherorts Schwarz. Fürsten und Adelige schrieben für die Kleidung ihres Gefolges einheitliche Farbe und gleichen Schnitt vor. Das berittene Adelsaufgebot Herzog Wilhelms IV. von Bayern trug beim Einzug Kaiser Karls V. in München 1530 über dem Harnisch blausamtene, mit Silberstickereien verzierte Röcke; später wählte man am bayrischen Hof, der spanischen Mode folgend, für die Leibgarde schwarze Reitröcke. Die Leute des Landgrafen Philipp von Hessen mußten sich in Grau, die des Herzogs Philipp von Pommern in Grün kleiden. Kurfürst August von Sachsen bestimmte 1568, es solle jedes Jahr „ein gemalt Menlein“ an die Hofstube angeschlagen werden, damit die Hoffunker nach diesem Muster ihre Knechte kleiden lassen könnten. Uniform und Livrée entstehen.

Nun die Einzelheiten der Tracht in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, und zwar zunächst der männlichen. Das Wams wurde weiter und erhielt einen faltigen Schoß, der mitunter bis zu den Knien reichte. Den Hals- und Brustauschnitt bedeckte ein gefälteltes oder gesticktes Hemd, das nach oben in einen reich behandelten Halskragen auslief. Aus dieser Halsrüsche entwickelte sich im Laufe des Jahrhunderts die unförmliche Halskrause. Viel Arbeit hatte der Schneider mit den Ärmeln; sie waren gewöhnlich sehr weit und reich mit Schligen, Bauschungen, Stickereien und

Borten versehen; wie schon im Mittelalter wurden sie auch jetzt noch vielfach als selbständiges Stück behandelt, wurden angeknöpft und konnten so zu mehreren Kleidern verwendet werden. Mühe machte den Schneidern auch die Hose. Im späteren Mittelalter hatte der Mann als Beinbekleidung eine eng anschließende Strumpfhose getragen, die vom Fuß bis zur Leibesmitte reichte. Strumpf und Hose wurden



Bild 57: Frauentracht

Holzschneiderei in der Art des Peter Dell (um 1525)

Louvre-Museum in Paris

Aus M. Sauerlandt, Kleinplastik der deutschen Renaissance / Verlag R. R. Langewiesche, Königstein

nun getrennt. Der Strumpf blieb eng und bedeckte Fuß und Waden. Die Kniehose wurde durch Nesteln am Wams befestigt. Die Hose mußte die abenteuerlichsten Verzierungen über sich ergehen lassen. Sie wurde geschliff, gebauscht, gefältelt, jedes Hosenbein wurde verschieden behandelt. Besonders närrisch sah sich die Hose der Landsknechte an, bald eng zum Zersprengen, bald nur einbeinig, bald schamlos die

Männlichkeit betonend. Diese Schamlosigkeit, der übrigens nicht bloß die Landsknechte huldigten, veranlaßte den Superintendenten Andreas Musculus in seinem „Hosenteufel“ zu dem entrüsteten Ausruf, die Ehrbarkeit sei aus Deutschland geflohen und an ihre Stelle habe sich der unzüchtige und unsaubere Teufel gesetzt. Die Landsknechte haben auch jene Entartung der Hosenmode auf dem Gewissen, die die Galle der Sittenprediger zum Überlaufen brachte, die Pluderhose. Nach einer Nürnberger Chronik ward sie im Lager des Kurfürsten von Sachsen vor Magdeburg im Jahre 1553 erdacht. Eigentlich war sie nur eine Weiterführung der bisherigen Schlig- und Bauschhose. Sie bestand aus einem Gitter von wollenen Längsstreifen, durch dessen Öffnungen eine Flut leichteren Stoffes hervorquoll und oft bis zu den Knöcheln hinabhing. Beanspruchten die Längsstreifen etwa 4—5 Ellen Stoff, so gingen auf das Futter 20, ja nach manchen Angaben bis zu 200 Ellen. Die Abenteuerlichkeit der Pluderhose schildert uns Joachim Westphal in seinem „Hoffartsteufel“: „Kein Dieb am Galgen so häßlich hin und wieder bommelt, zerludert und zerlumpet ist als die jetzigen Hosen der Eisenfresser und Machthansen.“ Erstaunlich war die Werbekraft dieses Ungetüms. Selbst „Edel-, Hofleut und noch größeren Standes“ (Musculus) schlüpfen in diese „Teufelshosen“. Wenn wir dem Superintendenten Musculus glauben dürfen, dann war sie besonders heimisch in den Ländern und Städten, „in welchen Gott seine Gnade ausgegossen, sein liebes Wort und reine Lehr des Evangelii hat lassen predigen“. Die Prediger verdammten von der Kanzel her diese Ausgeburt der Hölle. Die Poeten schütteten ihren Spott über diesen Wechselbalg und riefen die Obrigkeit auf den Plan:

„Ihr Fürsten und ihr Herren,
 Laßt's euch zu Herzen gen,
 Tut dises Laster weren,
 Heißt sie davon absten.“

(Hans Sachs.)

Die Obrigkeit ließ sich denn auch bald vernehmen und setzte die Zahl der Ellen, die für das Gepluder verwendet werden dürften, fest; Braunschweig erlaubte (1579) 12 Ellen. Manche Herren suchten ihren Untertanen die Lust an der Pluderhose damit zu verleiden, daß sie ihre Henker in eine solche Hose steckten. Schärfer griff Kurfürst Joachim II. von Brandenburg zu. Einmal ließ er drei Berliner Bürgeröhne, die eben vor dem Schloß ihre Pluderhosen „ostentierten“, aufheben und in einem Narrenhäuslein einen ganzen Tag und eine ganze Nacht unter dem Klang der Fiedeln öffentlich ausstellen. Aber allen Vermahnungen, Verhöhnungen und Strafen zum Trotz behauptete sich die Pluderhose bis zum Ende des Jahrhunderts. Sie entsprach eben zu sehr dem grobianischen Wesen des damaligen Deutschen, wie sie ja auch im Ausland als die deutsche Tracht galt. Über Hose und Wams trug der bessere Bürger, namentlich der würdige Gelehrte die Schaube. Das war ein mantelartiger Überrock, schwer, weit, pelzverbrämt, anfänglich bis zu den Knöcheln, später nur

mehr bis zu den Knien reichend. Die einen liebten ihre Schaubе ärmellos, die andern hatten geschlossene Schaubenärmel, wieder andere hatten ihre Schaubenärmel nach innen geschligt, damit doch auch der feine Ärmel des Wamses sich sehen lassen könne. Die Schaubе des 16. Jahrhunderts lebt heute noch in der Amtstracht der protestantischen Geistlichen, die sie von Luther übernommen haben. Wie in der Kleidung wandte sich das 16. Jahrhundert auch in der Schuhmode von der spätmittelalterlichen Über-



Bild 58 u. 59: Tracht eines Patriziers und einer Patrizierin (1525)
Gemälde von Christoph Amberger in der Gemäldegalerie zu Wien
Aus M. v. Boehn, Die Mode im 16. Jahrhundert / Verlag F. Bruckmann, München

engerung ab; der Schuh wurde in seinem vorderen Teil verbreitert, er wurde, wie S. Franck sagt, „maulecht“, er wurde zum Ochsenmaul, zum Entenschnabel und im Sinne des Landsknechtstils zerhackt, geschligt. Dem breiten Schuh entsprach zu Häupten das flache, weite Barett. Auch das Barett folgte der Geschmacksrichtung der Zeit, es wurde an Kopf und Krempe geschligt und gepufft, es wurde mit Stickereien bedeckt, mit Perlen und Kleinodien behangen, mit wallenden Federn besteckt. Die Vor-

liebe für die Regellosigkeit, die das ganze Kulturleben beherrschte, verlangte, daß das Barett schief auf dem Kopfe saß, und zwar so unnatürlich schief, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, es falle mit all seiner Herrlichkeit in den Schmutz der Gasse. Aber es konnte nicht herunterfallen; denn der Stutzer trug unter dem Barett ein eng anliegendes Häubchen, an dem das Barett einen Halt fand. An Stelle dieses Häubchens trat später die Schlafhaube, die auch bei Tage getragen wurde. Hermann Weinsberg, der sie 1587 erstmals bei Tage gebraucht sah, beschreibt sie in seinem Gedenkbuch sehr eingehend und meint, sie sei für die Alten und Kahlköpfe eine sehr nützliche Tracht. Das Haar selbst ließen die Männer nicht mehr zu langen Locken wachsen. Sie schnitten sich eine Kolbe, d. h. sie stutzten es über der Stirne und im Nacken gerade und kämmten es glatt. Auch der Vollbart kam wieder zu verdienten Ehren. Wie wir auf zeitgenössischen Bildnissen sehen, wurde er gerne unterhalb des Kinns wagrecht zugeschnitten. Zur vollen Ausstattung eines besseren Mannes gehörten schließlich noch der Degen, der aus der anfänglich senkrechten Stellung mehr und mehr in die elegantere Schräglage gerückt wurde, die Handschuhe von feinem Leder, goldene Halsketten, Fingerringe, eine Sackuhr und als neuestes Kulturgut das aus Italien eingeführte Faziletlein, das Taschentuch.

Unter dem Einfluß der neuen Geisteshaltung mußte sich auch die weibliche Tracht einer Umwandlung im Sinne einer Verbreiterung unterziehen. Die lange Schleppe kam in Verfall. Der Rock berührte wohl noch den Boden, wurde aber mehr rund geschnitten und war weit und faltenreich. Taillenschluß und Gürtel rückten wieder mehr gegen die Leibesmitte. Der weite Halsauschnitt wurde durch ein reichverziertes Hemd mit Halsrüsche oder durch einen breiten Schulterkragen, das Koller, bedeckt. Die Ärmel waren gewöhnlich nicht übermäßig weit, dagegen überaus lang, so lang, daß sie die Fingeransätze erreichten, und wurden, wie bei den Männern, mit besonderer Pracht ausgestattet — zerhackt, gepufft, mit Borten und Stickereien verziert. Ebenso verziert waren der Brustlaß und der Gürtel, an dem ein prunkhaftes Täschchen hing. Als neue Modeschöpfung erscheint um diese Zeit die Schürze; sie wurde als Zierstück angesehen, von feiner Leinwand hergestellt, mit Durchbruchsarbeit und Stickerei verziert. Bei kalter oder schlechter Witterung hüllte sich die Frau in einen Mantel, dessen Ärmel ähnlich behandelt waren wie die der Schauben. „Maulecht“ wie der Schuh des Mannes war auch der der Frau, und auch ihre Kopfbedeckung unterschied sich nicht sonderlich von der des Mannes. Die spätmittelalterlichen Schleier, Gebände und Hauben, die das Haar ganz verhüllt hatten, legte das junge Geschlecht in die Truhe oder überließ sie den alten Frauen und den Nonnen. Das Haar, in Zöpfe geflochten und aufgesteckt, kam wieder zu Ehren. Auf dem Haar aber saß, von einer feinen Neghaube gestützt, ein Barett, klein, breit, mit Federn, Perlen, Kleinodien überreich verziert. Schmuck — Ketten, Ohr- und Fingerringe, Arm- und Halsbänder, Anhänger, Uhren — schleppten die Damen in erdrückender Fülle mit sich herum. Man

betrachte etwa Cranachs Bildnis einer jungen Frau in der Stuttgarter Gemäldegalerie. Manches Festkleid war mit Perlen oder mit kleinen goldenen Rosen, Vögeln, den sog. Hestlein, geradezu übersät. Das Nachlassinventar der Philippine Welser verzeichnet gegen 2000 goldene Röschen neben einer Unmenge von goldenen Laub-

Vom Hosen Teuffel.



ANNO M. D. LV.

Bild 60: Der Hosenteufel

Holzchnitt des Meisters J. G. bei Andreas Musculus,
Vom Hosenteufel, Frankfurt a. d. D. 1555

fröschen, Eidechsen, Schildkröten und sonstigem Getier. Ein solches Festkleid zu tragen war keine Leichtigkeit. Man erzählt, daß manche junge Braut die Last ihres Prunkgewandes nicht zur Kirche zu schleppen vermochte; sie mußte mitsamt ihrer Gewandung getragen werden. Viel Luxus trieben die Damen auch mit ihren Faziletlein und Lederhandschuhen. Als neue Gabe verehrte ihnen Frau Mode den Fächer; er hatte zu-

nächst noch die Gestalt eines kleinen Fähnleins, war aber schon mit allerlei Zierlichkeiten, wie z. B. Spiegelchen, ausgestattet. Daß die Damen bei Festen eine Wolke von Lavendel, Moschus und sonstigen Wohlgerüchen ausstrahlten, bedarf keiner besondern Hervorhebung.

Hatte bisher die Kleidung bei Mann und Frau etwas Kraftbetontes an sich, so wurde unter der Herrschaft der spanischen Mode die Gewandung von Mann und Frau geziert, gespreizt, unnatürlich, weibisch, namentlich in der Form, die ihr vom französischen Hof unter Heinrich III. gegeben wurde.

Nach strenger spanischer Vorschrift hätten Mann und Frau für ihre Gewandung nur dunkle Farben wählen dürfen, am liebsten Schwarz. Doch hielt man sich in Deutschland nicht streng an diese Regel. Man sparte sich Schwarz für Hochzeits- und Trauerfeierlichkeiten und ließ sich im übrigen bei der Auswahl des Stoffes von der alten Farbenfreudigkeit bestimmen.

Die Stoffe selbst konnten für die enganliegende spanische Tracht nicht mehr so schwer sein wie bisher. Der bevorzugteste Stoff war jetzt die Seide. Mancher Landesherr trug dieser starken Nachfrage nach Seide Rechnung und rief in seinem Lande eine Seidenweberei ins Leben, so der tatkräftige Kurfürst August von Sachsen.

Seltam genug nahmen sich die immer noch recht robusten, jagd- und trinkfesten deutschen Männer in dieser spanischen Umschnürung aus. Das Wams war sehr eng, abgesteppt, hochgeschlossen, mit kurzem oder ganz fehlendem Schoß. Die Ärmel verengerten sich teilweise wieder; als besondere Auszeichnung erhielt der Ärmel an der Schulternahse einen Wulst. Doch war die Mode in diesem Punkt nicht einheitlich; Lukas Osiander wettert 1586 gegen die Ärmel, die so wurstig und dick seien, daß sie ausfähen wie Kommissäcke. Die so sehr beliebten Schlige wurden beibehalten; doch durften sie sich nicht mehr so aufdringlich hervortragen. Dagegen war eine Verzierung mit Börtchen, Schnüren, goldenen Knöpfchen große Mode; Veit Konrad Schwarz ließ sich 1560 ein wollenes Leibröcklein mit acht Duzend Knöpfchen besetzen. Die Knöpfe bezog man meist aus Spanien. Eine besondere Verunstaltung gab dem Wams Heinrich III. von Frankreich; er ließ es vorne in eine ausgestopfte Spitze, den sog. Gänsebauch, auslaufen. Sofort wurde diese Verirrung in Deutschland aufgegriffen, mochten die Prediger sich noch so sehr über diese „greulichste Kleidung unter dem Männervolk“ entrüsten. Dem Stuttgarter Prediger Lukas Osiander kamen „die häßlichen langen, ausgefüllten Gänsebäuche“ vor „wie ein Erker, der an einem Haus hängt und das Haus schier umziehen [= zu Boden ziehen] möchte“. In scharfem Gegensatz zur bisherigen deutschen Hosenmode verlangte Spanien die enganliegende Strumpfhose aus Seidentrikot. Da die Trikotweberei von ihrem Ursprungsland Spanien noch nicht nach Deutschland gedrungen war, mußten sich die Herren ihre Trikothosen um teures Geld von auswärts kommen lassen. Hans Jakob von Breuning brachte 1596 dem Herzog von Württemberg von einer Englandreise zwölf Paar

Seidenstrümpfe mit, die 115 Gulden gekostet hatten. Über die Strumpfhose zog der Herr noch eine puffige Oberhose. Nach streng-spanischer Etikette bedeckte sie die Oberschenkel nach unten zu nur halb, war rund geschnitten und mit Roßhaaren ausgestopft — spanische Heerpauken hieß das Volk in Deutschland diese Modeschöpfung. In Deutschland erlangte das Puffhöschen kein Alleinrecht; neben Puff- und Pluderhose zeigen Abbildungen der Zeit Hosen von mittelmäßiger Weite, die bis zu den Knien reichen.



Bild 61: Frauentracht in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts
 Bildnis der Ursula Fugger geb. v. Liechtenstein (gest. 1579)
 Stich von Wolfgang Kilian in: Fuggerorum et Fuggerarum imagines,
 Augsburg 1618

Aus M. v. Boehn, Die Mode im 16. Jahrhundert

Natürlich duldete die gezierte spanische Mode auch nicht mehr die lange, schwere Schube; ein halblanges, rundes Seidenmäntelein mit hochstehendem Kragen spreizte sich stückerhaft um die Achseln. Auch die breiten, prallen Ochsenmäuler mußten verschwinden; der Fuß zwängte sich wieder in ein schmales Spitzschühlein. Dem feinen Schuh entsprach nun zu Häupten ein kleines Federbarett oder ein hoher Hut mit schmaler Krämpe.

Kopfbedeckung und Mantel legte man im Zimmer, wenn man etwa Besuch machte, nicht ab. Gar wenig wollen dem Sittenprediger Lukas Psander die goldenen und silbernen Hutschnüre gefallen; sie erscheinen ihm wie Weibergürtel, „darmit man zu verstehen gibt, daß man das Manns Herz hingelegt und ein Weibshertz im Leibe hat“. Wenig Gutes weiß Psander auch der spanischen Haartracht nachzusagen. Man kann sie nicht besser schildern als mit seinen eigenen Worten. „Sie [= die Männer] gewöhnen vornen die Haar über sich [= kämmen sie nach oben], daß sie müssen gestroblet



Bild 62: Dame zu Pferd
Holzschnitt bei Marx Sutter, Von der Gestütereey,
Frankfurt a. M. 1584

[= struppig] sein als wenn ein Sau zornig ist, daß ihr die Borsten über sich stehn. Und hinten und zur Seiten muß es gar lang und zottig sein. Dieses steht gar zierlich, dann es fein Ansehen hat, als wann junge Kagen ein Zeitlang daran gesogen hätten oder als wann am morgens ein polnischer Bauer aus dem Stroh herfür kreucht ... oder als wann der Teufel ihn hinderweg durch einen Zaun gezogen hette.“ Entsprechend der Haartracht wurde der Bart spiz und schmal zugeschnitten. Das Wesensmerkmal der spanischen Tracht haben wir jedoch noch gar nicht erwähnt; es ist die

Halskrause, die Kröse. Mann und Frau trugen sie in gleicher Weise. Ihre Anfänge dürfen wir in der schon erwähnten Hemdrüsche sehen. Jetzt wurde sie ein selbständiges Kleidungsstück und nahm seit etwa 1560 einen immer unheimlicheren Umfang an, bis sie schließlich die Form eines Mühlsteines erreichte. Viel Geschicklichkeit war notwendig, die Kröse in die modische Form zu bringen. Aus köstlicher, zarter, teurer Leinwat, klagt Lukas Osiander auf seinem Predigtstuhl, muß die Kröse gefertigt sein und dann



Bild 63: Herr in spanischer Tracht (1564)
Bildnis des Hans von Baldinger
von dem Ulmer Maler Georg Nieder d. Ä.
im Museum der Stadt Ulm



Bild 64: Bildnis eines Mannes
in Gänsebauchkostüm
Handzeichnung von Lukas Kilian
Württ. Landeskunstsammlungen in Stuttgart

muß sie „mit Versaumnus anderer und besserer Geschäften“ gestärkt und mit heißen Eisen aufgezoogen werden. Beim Tragen aber muß man die Kröse noch mit einem Draht unterbauen, „gleich als wenn man ein ausgezogenen Linden mit etlichen Säulen untersezet und unterstüget“. „Daß sieht man zu Frankfurt in der Meß gar viel“, hat ein gleichzeitiger Leser dieser Predigten am Rande des mir vorliegenden Buches vermerkt. Um seinen Zuhörern den Geschmack an der Kröse gründlich zu verderben, schildert ihnen Osiander auch ihren Ursprung; sie stehe in Zusammenhang mit „der

abscheulichen Krankheit der Franzosen“; diese habe am Hals wie auch sonst am Leibe häßliche Mäler zurückgelassen; um diese zu verdecken, habe man den Hals hinter einer Kröse versteckt. Aber was auch die Prediger Schlimmes über die Kröse sagen mochten, die Kröse blieb in Ansehen und Ehre bis tief ins 17. Jahrhundert hinein.

Die unförmliche Halskröse, oft noch durch eine Art von Flügeln am Nacken verbreitert, kennzeichnet auch die Frauentracht. Die Frau stak, wenn sie ihre bessere Kleidung trug, beinahe unbeweglich in einem panzerartigen Gestell. Der Rock war weit und kegelförmig; Eisenreifen oder Stahlbügel gaben ihm eine straffe Form. An der Vorderseite öffnete er sich in einem dreieckigen Ausschnitt und ließ ein andersfarbiges Unterkleid hervortreten. Der Oberkörper war in ein Korsett eingeschnürt, die Taille war eng und hochgeschlossen. Mitunter ließ die Frau die Ärmel des Oberkleides offen herunterhängen, damit die Ärmel des Unterkleides zur Geltung kämen. Beim Ausgehen schlüpfte die Frau in ein kurzes Jäckchen, spanisches Mäntelein genannt. Um den Hals schlang sie gerne ein Pelzchen, Flohpelzchen geheißen, weil man glaubte, es ziehe die Flöhe an sich. Lächerlich klein war die Kopfbedeckung, das Barett oder die Toque. Diese Samthütlein, spottet Osiander, „sein so klein, daß sie nicht den vierten Teil des Hauptes bedecken mögen. Und siehet eben, als wann ein Weib ein Apfel auf den Kopf setzte und spräche: Das ist ein Hut“. Das kleine Hütlein sollte, das wußten die Frauen besser als der Herr Prediger Osiander, die Haartracht nicht verdecken, sondern nur schmücken. Das Haar wurde gewöhnlich in eine hohe Frisur gebracht. Osiander gießt beißenden Spott über diese „sondere neue Hübsche“. „Dann die Haar müssen über sich gezogen werden, gleich wie man in den Säuhägen die Ruten über die Trämel [= kleine Balken] zeucht.“ Wo das eigene Haar fehlte, wurde mit fremdem Haar nachgeholfen; es wird sogar als allgemeiner Brauch bezeichnet, einer Toten hübsches Haar abzuschneiden und in die eigene Frisur zu flechten. Blondes Haar hatte den Vorzug; durch „Bleichen“ wurde künstliche Blondheit erzielt. Überhaupt suchten die Frauen durch ausgeklügelte Toilettekünste die Natur zu verbessern. Ausgiebig wurde von Schminken Gebrauch gemacht. An der Kunst des Schminkens, heißt es in einem gleichzeitigen (1604) „Compendium der secreten Geheimnisse und verborgenen Künste“, sei zu dieser Zeit nicht weniger gelegen als an der Medizin und Chirurgie selbst. Schriften über „die schöne Kunst des Schminkens“ erschienen in Menge und wurden teuer gekauft, „als wären es Offenbarungen Gottes und unschätzbliches Heiligtum“. Nur zu, brummt die Prediger von allen Kanzeln, Hoffart straft sich selbst; „dann wann solche Weibsbilder ein wenig ins Alter kommen, werden sie gar häßlich und einsteils, als ob sie aussäßig werden wollten“. Graf Dohna hat 1616 am Brandenburger Hof auch beobachtet, daß die Damen ihr Gesicht mit Pflästerchen belegen, die sie „Lustres“ nennen. Viele, und zwar nicht nur Frauen, sondern auch „junge Lecker und Alfanzer“ trieben die Hoffart so weit, daß sie „Perlen tranken und Edelsteine frassen“ (so nach J. Reinhold, Wider den unbändigen Pugteufel, 1609), d. h. Perlen

und Edelsteine in pulverisiertem Zustand genossen. Nach Ansicht zeitgenössischer Ärzte sollte ein Konfekt von edlem Gestein Wohlgestalt, frische Farbe, anmutigen Geruch verleihen, Unmut und Melancholie vertreiben, ja sogar Halbtote wieder zu Kräften bringen. Natürlich mußte auch der Schuh in den Dienst der weiblichen Hoffart treten. Etliche fürwägige Weibspersonen, hat Lukas Osiander beobachtet, lassen sich hohe Schuhe oder Pantoffel machen, „darmit sie vermeinen, die Mannspersonen zu betrügen, als ob sie lang und gerade wären“. Wenn das das richtige Mittel wäre, die Männer zu fangen, spottet er, dann sollten sie nur gleich auf Stelzen gehen, so schienen sie noch länger und gerader. Aber so viel Vertrauen hat Osiander zum ge-



Bild 65: Koch

Holzschnitt von Jobst Amman bei Mary Rumpolt, Ein new Kochbuch (3. Aufl.),
Frankfurt a. M. 1604

sunden Sinn seiner Geschlechtsgenossen: ein verständiger Mann tappt nicht auf solchen Leim. Höher als solche Schönheitskünste schätzt er an seiner Erwählten gediegene Hausfraueneigenschaften, vor allem die Kunst einer guten Küche.

Die Kochkunst ward im 16. Jahrhundert wohl als eine der wichtigsten und wer-
testen Künste angesehen. Man schaute zwar nicht so sehr auf die Ausgewähltheit der
Speisen als vielmehr auf ihre Menge. Das 16. Jahrhundert ist für Deutschland
das klassische Jahrhundert der Vielfresserei — schon im Urteil der Zeit. Die Hüter
der Sitte sind empört über „das eitel Säuleben“ (Luther), über „das lasterhafte
Epikureertum“ (Capito), das allenthalben eingerissen sei. Ausländer stellen fest, daß
in Deutschland „das thrazische Demmen und Schlemmen“ zum guten Ton gehöre

Entartung wieder abgeschliffen. Aber sie hat dem Deutschen doch nicht jenes Gefühl innerer Ehrenhaftigkeit, edler Selbstachtung gegeben, das allein Sittlichkeit begründet. Außerliche Untadelhaftigkeit wurde nun das Ideal. Lehrmeister in dieser Kunst wurde dem Deutschen aber das Ausland, vor allem Frankreich; und der Dreißigjährige Krieg war's, der dem Fremdtum das Einfallstor nach Deutschland in aller Breite öffnete.

Fünftes Kapitel

À la mode

À la mode! Wir berühren damit eine der bedenklichsten und traurigsten Folgen des Krieges: die Auslieferung der deutschen Kultur an das Ausland. Der Krieg zerstörte nicht nur in Häusern, Kirchen, Schlössern unendlich viel heimisches Kulturgut. Er zerschchnitt vielfach auch die lebensschaffende Verbindung mit der Vergangenheit und löschte das Wissen um alte Art und alten Brauch. Er raubte den verarmten Leuten die schöpferische Kraft, ja auch die Möglichkeit, über der Sorge für das Allernotwendigste Haus und Kirche, Leben und Lieben mit freundlichem Beiwerk zu schmücken. Dafür spie er aus allen Winkeln Europas fremdes Volk herein, und mit dem fremden Volk fremde Tracht, fremde Sprache, fremde Geselligkeit, fremdes Benehmen. Das deutsche Volk aber, immer schon für fremdes Wesen eingenommen, bedeckte mit den ausländischen Lappen jetzt erst recht seine kulturellen Blößen. Vor allem blickte man auf jenes Volk, das auch politisch das Übergewicht erlangte, auf die Franzosen. Bereits im ersten Jahrzehnt des Krieges (um 1628) taucht in den Gassen der Städte und in den Sälen der Schlösser der Monsieur à la mode auf, der Stutzer, der heimisches Wesen als altfränkisch, als nicht mehr in diese Welt passend, als unfein von sich wirft und sich bewußt, freilich meist recht täppisch, fremder, französischer Art anpaßt.

Die bisher so hochgeschätzte spanische Tracht, die sich ob ihrer Enge und Steifheit für Kriegerleute ja recht wenig empfahl, wird seit den zwanziger Jahren Stück für Stück abgelegt, zuerst von den Männern, dann von den Frauen. Einzelne Teile der spanischen Tracht, vor allem die Kröse, werden zwar noch weit ins 18. Jahrhundert hinein bei Predigern, Richtern, Ratsherren gesehen. Aber die große und kleine Welt hat seit etwa 1630 die Umwandlung der spanischen Tracht zur französischen vollzogen. Im Gegensatz zur spanischen Mode wird die Tracht nun locker, weich, faltig; sie erhält sogar einen Stich ins Künstlerisch-Regellose; wir dürfen darin eine Huldigung der Mode vor dem Soldaten sehen. Das gilt in erster Linie für die Männerkleider. Die Hose wird weit, faltig, sackartig; sie reicht bis zum Knie und wird unterhalb des Knies durch spigenverbrämte Bänder oder gar durch eine auffallend große Bandrossette geschlossen. Den Oberkörper bekleidet der Herr nun mit einer ärmellosen Weste — dem bisherigen Ärmelwams — und dem bequemen, langschößigen Ärmelrock, dem Koller. Die Halskrause wird zunächst nicht mehr gesteift, sondern weich, herabfallend

getragen und schließlich durch einen breiten Leinen- oder seit den dreißiger Jahren durch einen kostbaren Spitzenkragen ersetzt. Nachdem die hohe, steife Halskrause verschwunden war, erhielt das Haar wieder Platz zum Wachsen. Alles trägt nun langes Haar; bei den einen weht es martialisch wild um den Kopf, die andern ringeln es zu feinen Locken oder flechten es auf einer Seite zu einem Zopf. Bunte Schleifen und



Bild 133: Männer- und Frauentracht

(Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel [gest. 1666]

und Gemahlin Sophie Elisabeth [gest. 1676])

Stiche von K. Buno (17. Jahrhundert)

Zuwelen, Liebespfänder von zarter Hand, leuchten aus dem Haargewirr. Moscherosch spottet, einen Kramgaden oder einen Paternosterladen, möchte man meinen, habe so ein Stutzer aufgetan, so sehr sei er mit Liebespfändern an Haut und Haaren, an Hosen und Wams, an Leib und Seel behencket und beschlencket. Zur neuen Haarfülle wollte der hohe, steife spanische Hut nicht mehr passen; ihr entsprach am besten der

halbweiche Filzhut, dessen breite Krempe man je nach Stimmung hinauffschlagen oder herunterbiegen konnte; durch wallende Federn gab man ihm ein noch feckeres Aussehen. Ein wohlgepflegter dunkelgefärbter Spitz- und Knebelbart vollendete im Gesicht



Bild 134: Männertracht (Eine Vorder- und eine Rückseite)
Stiche des 17. Jahrhunderts

den Ausdruck des Abenteuer- und Eroberungslustigen. Stulpenhandschuhe, ein Degen am Wehrgehent, hochschäftige, sporenklirrende Stiefel betonten am ganzen Mann das Kriegerische. Wer den Bramarbas weniger hervorkehren wollte, der vertauschte die Stiefel mit seidenen Strümpfen und artigen Schühlein, deren vorderer Teil mit einer mächtigen Spigenrosette besetzt war. So ward der ganze Mann ein seltsames Gemisch von Krieg und Salon, von Grobian und Elegant, von Franzose und Schwede — eine Übergangsfigur ohne klare Ausprägung eines bestimmten Geschmacks.

Nachdem die Herren bereits Puffhose und Halskrause abgelegt hatten, entschlossen sich auch die Damen zu einem Modewechsel. Auch ihre Tracht wurde fließender, leichter, bequemer. Die Dame verzichtet vor allem auf die Hüftpolster — den „Weiberspeck“ —, die dem Rock die steife Sonnenform gegeben hatten. Der Rock fällt wieder in natürlichen Falten und läßt die Umrisse der Gestalt leise hervortreten. Damit der Abschied von dem Reifrock jedoch nicht zu schmerzlich und der Übergang zur Natürlichkeit nicht zu plöglich wurde, raffte die Dame anfangs den Rock etwa um die Hälfte und ließ dafür ihre kostbaren, buntfarbigen Unterröcke hervorschimmern. Dieser „Waschfrauenstil“ verschwand aber bald, und der Rock fiel von der Brust ab in breiten Falten zu Boden, stieß am Boden auf und entwickelte eine Schleppe. Der elegante, rosetten- geschmückte Schuh war somit meist verdeckt. Das Leibchen verliert seine Enge und

Steifheit; es wird weiter, leichter, kürzer und erhält einen tiefen Halsausschnitt, den zunächst ein hochstehender Spigenkragen, der Stuartkragen, umrahmt, später aber ein Batist- oder Spigenkragen, ähnlich dem der Herren, bedeckt. Bei dem Tanz, den die Stadt Augsburg 1632 zu Ehren des Schwedenkönigs veranstaltete, nahm Gustav Adolf seinen Spigenkragen ab und verehrte ihn der Jungfer Jakobine Lauberin als der schönsten unter den Tänzerinnen. Auffälliger als bei der spanischen Tracht trat der Armel hervor; er wurde weit, bauschig und am Ellbogen oder am Handgelenk mit Bändern und Spigen abgeschlossen. Waren anfänglich bei Herren wie bei Damen bunte, starke Farben in auffallender Zusammenstellung beliebt, so wurden allmählich die gebrochenen, „halbscheinenden“ Töne bevorzugt, blaßblau, mattgrün, rosa, braun-gelb — Bastardfarben, wie Moscherosch brummig bemerkt, gerade recht für verbasterte, halbehrliche Gemüter. Schließlich kommt, wohl unter dem Einfluß Hollands, wieder Schwarz zu Ehren. Der aller Einschnürung abholde Kleiderstil verpönt auch die bis-



*Für andern Gefellen Lieb ich euch allein
Gott weiß mein Hertze wie ich euch mein.*



*Wahrlich Ihr seid der ienige allein
Den Ich ichts schlis ins Hertze mein.*

Bild 135: Liebespaar à la mode

Unbenannter Stich des 17. Jahrhunderts

herige Haar mode, die eine hochgetürmte Frisur vorgeschrieben hatte. Die Dame à la mode scheidet ihr Haar in der Mitte und läßt es zu beiden Seiten in Locken herabfallen; rückwärts wird es geflochten und zu einem Nest gesteckt. Puder muß dem Haar eine

modische Farbe geben. Der Hut ist ähnlich dem des Mannes. Als eine Geschmacksverirrung wurde es damals schon angesehen, daß sich Damen und Stutzer das Gesicht mit Schönheitspflästerchen beklebten. Grimmig lacht Moscherosch: „Ich sah einen Haufen Weiber, die im Gesicht aussahen, als hätten sie sich schröpfen, picken oder hacken lassen; denn an allen Stellen, die sie gern wollten beschaut haben, waren sie mit kleinen schwarzen Pflästerchen und mit runden, langen, breiten, schmalen, spizen Mücklein, Flöhen und andern possierlichen, zum Zugriff zwingenden Mannsfallen beklebt.“

Die Damen und Herren, die ihre Kleider nach Pariser Muster zuschnitten, wollten auch in ihrem Benehmen keine tölpeligen Deutschen bleiben. Sie gaben sich viel Mühe, so gefällig den Hut abzunehmen, so zierlich daherzutrippeln, so formgerecht das Glas zu erheben, so stilvoll die Briefe zu setzen, wie es nur ein Franzose vermochte. Meister des guten Tones verfaßten, wie wir noch hören werden, eigene Komplimentierbüchlein, die dem ungelerten und durch den Krieg etwas martialisch gestimmten Deutschen die Ummodelung zum stilechten Franzosen erleichtern sollten.

Sie wollten ihn vor allem lehren, seiner Sprache jenen Liebreiz zu geben, der der Sprache des Franzosen so große Gewalt über die Gemüter verlieh. Wie das Land und das Blut, hat der Krieg auch die deutsche Sprache verwüstet. Menschen aller Zungen fanden sich in den Heeren zusammen; schwedisch, kroatisch, französisch, alles klang wirr durcheinander, wenn ein Regiment in eine Stadt einrückte. Aus allen Sprachen sängen die deutschen Söldner und Bürger, von den Gelehrten und Kanzleibeamten ganz zu schweigen, Brocken auf und schoben sie in ihre Sprache ein, ja die Stutzer fanden es gar bald geschmackvoll, die deutschen Wörter welsch und die welschen Wörter deutsch auszusprechen, Sag für Sag mit Deutsch, Französisch, Italienisch, Lateinisch zu wechseln, etwa in der Art, wie Gryphius den Horribilicribrifax sprechen läßt. Am lautesten drängte sich in diesem Sprachgemengsel das Französische hervor.

Sechstes Kapitel

Die Stimme der Deutschen